Peter Ibs/ Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt Von Tagelöhnern, Handablegern und Matthaken.

Historische Fotos aus der ländlichen Arbeitswelt in den Elbmarschen.

Schleswig-Holstein heute

Die holsteinischen Elbmarschen waren seit ihrer Besiedlung im 12. und 13. Jahrhundert ein Gebiet, aus dessen größtem Teil Getreideüberschüsse ausgeführt werden konnten. Auch die äußerst tiefliegende westlichste der Marschen, die Wilstermarsch, wurde im 16. Jahrhundert durch eingewanderte Holländer in größerem Maßstab an den Markt angeschlossen. Sie brachten ihre Kenntnisse der Milchwirtschaft, insbesondere der Käserei mit. Getreideüberschüsse und Milchprodukte bestimmten im 17. und 18. Jahrhundert die Wirtschaft der Bauern dieses Gebietes. Da sie persönlich frei und Eigentümer ihrer Ländereien waren, entfalteten sie mit guter Absatzlage ihrer Produkte und damit verbundener guter Einkommenslage einen beträchtlichen persönlichen Konsum. Von den Bauern der Kollmarmarsch heißt es schon 1836: *„Körperliche Arbeit leistet der Landbesitzer nur in seiner Jugend bis zum Erwerbe seines Hofes und auch dann nicht einmal immer; höchstens säet er später die Rapssaat. ... Der Hofbesitzer ordnet blos die Arbeit an, inspicirt, führt seine Rechnungen und treibt Handelsspeculationen. Die Frauen verfahren hinsichtlich des Haushaltes hierin analog, ohne immer selbst mit Hand ans Werk zu legen. Die Arbeit ist Aufgabe der Dienstboten und der Tagelöhner.“*[1]

Von diesen Arbeitskräften soll im folgenden anhand einiger Fotografien aus dem Arbeitsleben berichtet werden. Denn die für 1836 angedeutete Situation hat sich in den Elbmarschen bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg erhalten, auch wenn die veränderte Lage der Landwirtschaft Mitarbeit der Bauern mehr als zuvor erforderte; erst nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich durch die massive Motorisierung der Landwirtschaft die Höfe von familienfremden Arbeitskräften geleert. Als Kronzeuge für die über 150jährige vorherrschende Arbeitsverfassung der Elbmarschen kann der Kamerlander Bauernsohn Jakob Struve angeführt werden, der 1902 eine Doktorarbeit über die Wirtschaftsverhältnisse der Krempermarsch schrieb.[2] Er unterscheidet bei den Arbeitskräften die Dienstboten oder das Gesinde, die freien Tagelöhner und die Erntearbeiter.

Das Gesinde rekrutierte sich aus den Kindern der Tagelöhner der Marsch und der kleinen Landbesitzer der angrenzenden Geest. *„Schon die noch nicht konfirmierten Kinder, welche während der letzten Schuljahre vom regelmäßigen Schulgang dispensiert wurden, werden in den landwirtschaftlichen Betrieb in der Marsch eingeführt und mit demselben vertraut“*.[3] Die Dispensation, d.h. die Befreiung von der größten Zahl der Unterrichtsstunden in der Schule, erfolgte bis 1918 durch den örtlichen Schulinspektor, also den Pastoren. Die Arbeitgeber hatten einen Revers auszustellen, in dem sie allgemein erklärten, von dem Schüler alle *„schädlichen Einwirkungen“* fernzuhalten. Wie es damit tatsächlich aussah, schildert ein Betroffener. Jakob Heidemann berichtet aus seiner Kindheit als Rethwischer Zementarbeitersohn: *„Freilich besuchte ich nur im Winter die Schule, im Sommer war ich vom Schulbesuch dispensiert. Die Kinderarbeit war damals erlaubt mit einer unmenschlich langen Arbeitszeit von morgens 4 Uhr bis abends 8 Uhr. ...Nach dem damaligen Gesetz durften Schulkinder erst mit 12 Jahren*

[1] P.F.C. Matthiessen, Die holsteinischen adlichen Marschgüter Seestermühe, Groß- und Klein-Collmar, Itzehoe 1836, S. 190.

[2] J. Struve, Die Kremper Marsch in ihren wirtschaftlichen Verhältnissen, Merseburg 1903, S. 33 ff.

[3] J. Struve (wie Anm. 2), S. 33.

Ein durchschnittlicher Bauer aus Borsfleth um 1900. Hans Schröder (1831–1902) besaß einen 31 ha großen Hof. Er steht hier vor dem neuen Anbau seines alten Wohnwirtschaftsgebäudes, der ganz im Stil der neuen (Kaiser-)Zeit errichtet ist. Er enthielt eine Fremdenstube (vorn rechts), dahinter (im Bild nicht mehr zu sehen) die neue Küche, daneben Veranda und dahinter die sog. Gartenstube. Da seine Frau Margarethe bereits 1887 gestorben war, beschäftigte Hans Schröder wenigstens zwei Mägde, die beide abgebildet sind, und eine Haushälterin. Auch sie tragen Sonntagszeug, keine Alltagskleidung. Der Bauer trägt die typische Ausgehkleidung: Gehrock, Spazierstock und harten Hut, der in den 1920er Jahren der Schiffermütze wich. (Foto: Privatbesitz J. Schöder)

dispensiert werden, doch durch Abmachungen des Bauern, des Lehrers und des Pastors brauchte ich nur 2mal in der Woche, Mittwoch und Sonnabend vormittags von 8 bis 12 Uhr die Schule besuchen. ... Dispensiert vom Schulbesuch wurden wir vom 15. April bis zum 15. Oktober. ... Meistens wurden die Schulstunden zum Schlafen benutzt, denn für ein Kind in den Entwicklungsjahren bekamen wir nicht den benötigten Schlaf".[4]

Die Dispensation vom Unterricht wurde erst 1927 gesetzlich verboten. Die Schüler wurden besonders bei der Feldbestellung und bei der Ernte gebraucht, verrichteten aber zwischen beiden Hauptarbeitsphasen auch leichtere Arbeiten wie Füttern, Pferdepflegen, Unkrautjäten usw.. Nach dem Schulabschluß mit der Konfirmation gingen die Abgänger, Jungen wie Mädchen, zum erstenmal richtig zu, wie es in der Sprache der damaligen Zeit hieß. Die Arbeitsstelle fand sich entweder durch Fürsprache der Eltern, oft des als Tagelöhner in Arbeit stehenden Vaters, oder über einen *„Seelenverkäufer"*, also einen Arbeitsvermittler.[5] Die Arbeit begann man als *„Dienstjunge"* oder *„Kleinmädchen"* in der ersten Stufe; nach Jahren des Erfahrungs- und Kräftesammelns konnte man sich nach Stellung im Arbeitsteam und Gehalt verbessern: man konnte erst Klein- und dann Großknecht oder Großmagd werden. Um 1900 hatte ein mittlerer Hof von etwa 35-40 ha Nutzfläche einen Großknecht, einen Kleinknecht, einen konfirmierten Großjungen, einen die

[4] J. Heidemann, Als Lägerdorfer Arbeitersohn in der Marsch. Von meiner Arbeit als Dispensierschüler und Landarbeiter, in: Archiv für Agrargeschichte der holst. Elbmarschen, 6 (1984), S. 49-52, hier S. 50f.

[5] Vgl. K.-J. Lorenzen-Schmidt, Aus der Arbeit eines Seelenverkäufers,in: Kieler Blätter zur Volkskunde, 20 (1988), S. 239-260.

Revers.

Der unterzeichnete Dienstherr (Arbeitgeber) verpflichtet sich, das bei ihm dienende Kind Wilhelm Sturm unter seine väterliche Obhut zu nehmen, für sein körperliches und geistiges Wohl nach besten Kräften zu sorgen, schädliche Einwirkungen von demselben fern zu halten, dasselbe mindestens alle vier Wochen zum Besuch des Gottesdienstes anzuhalten und insbesondere demselben einen von den Schlafräumen der erwachsenen Dienstboten gesonderten Schlafraum anzuweisen.

Borsfl. Altendeich, den 27 März 1897.

Joh. Tiedemann.

Der vom Arbeitgeber bei Beschäftigung eines Dispensierschülers zu unterzeichnende Revers. (Kirchengemeindearchiv Borsfleth)

letzten Klassen der Schule besuchenden Jungen und daneben zwei Dienstmädchen, denen das Melken der Kühe oblag, die aber sonst nur für Haus- und Gartenarbeit eingesetzt wurden, wenn nicht während der Ernte alle Hände gebraucht wurden. Das Gesinde arbeitete im Sommer- oder Winterlohn — entweder 7 Monate von Petri (17.2.) bis Michaelis (29.9.) oder 5 Monate von Michaelis bis Petri. Die Löhne unterschieden sich nach Sommer- oder Winterlohn und nach Berufserfahrung/Kraft.

Um 1900 erhielten als Jahrlohn:

1 Großknecht	400-560 M,	
1 Kleinknecht	250-360 M,	
1 Großjunge	180-240 M,	
1 Dispensierschüler	75-100 M	(für den Sommer),
1 Großmagd	225-270 M	und
1 Kleinmagd	150-180 M.	

Die Löhne waren reine Geldlöhne; sie wurden zusätzlich zu Kost und Logis verabreicht. Dafür unterlag das Gesinde der hausherrlichen Gewalt des Arbeitgeber.

Die Tagelöhner rekrutierten sich nun wieder zu einem erheblichen Teil aus den älteren Knechten, die sich verheiratet hat-

Der Kremper Menschenmarkt um 1925.

Auf dem Kremper Marktplatz vor dem Rathaus stehen Sonntags zwischen 8 und 10 Uhr die Arbeitssuchenden. Im Rathaus befand sich der „Ratskeller", damals die Kneipe der Bauern. Rechts im Bild der Ortspolizist Gründemann, der das Geschehen überwachte und um 10 Uhr das Ende des Marktes durch den Ausruf: „De Markt is ut!" verkündete. Mehrere Tagelöhner haben Fahrräder bei sich, denn sie kommen bisweilen aus 8 bis 10 km Entfernung heran. (Fotograf: H. Martens, Sammlung: P. Ibs)

ten und in einer gemieteten oder gekauften Kate lebten. Sie nahmen *„bei verschiedenen Besitzern Arbeit, doch pflegten sie gewohnheitsmäßig auf gewissen Höfen vorwiegend Beschäftigung zu finden und arbeiteten nicht selten jahrelang größtenteils auf demselben Hof, ohne kontraktlich auf längere Zeit gebunden zu sein".*[6]

Der Tagelöhner wurde — anders als das Gesinde — nur zu bestimmten Zeiten im Jahr, meist auf Wochenlohnbasis, angestellt: während der Frühjahrsfeldbestellung, während der Heu-, Getreide-, Raps- und sonstigen Feldfruchternte und während der Herbstfeldbestellung. Im Herbst und Winter waren vor Einführung des Dampfdrusches (in den Elbmarschen bis etwa 1900) fortlaufend Drescharbeiten zu machen und daneben wurden im Akkordlohn (pro Rute = 4,50 m) die Entwässerungsgräben gereinigt (*„gekleit"*). Der Jahresverdienst des freien Tagelöhners stellte sich um 1900 auf etwa 800-1.000 M; dafür mußte er seine Verpflegung und Unterbringung selbst bezahlen. 1903 besaßen von den 727 Landarbeitern in den Marschgemeinden des Kreises Steinburg etwa 60 % ein eigenes Haus, der andere Teil wohnte zur Miete, wobei die Jahresdurchschnittsmiete bei 65 M lag.[7] Es ist übrigens interessant, daß die Ehefrauen der Landarbeiter in dieser Zeit nur ganz selten regelmäßig mitarbeiteten. Wenn das geschah, dann in der Erntezeit, die nicht nur in den holsteinischen Elbmarschen zur Anspannung nahezu aller verfügbaren Arbeitskräfte führte.

Freie Erntearbeiter wohnten nicht in den Elbmarschen, sondern kamen vor allem seit 1880 verstärkt aus anderen Regionen Preußens und des Deutschen Reiches hierher, um den plötzlichen Arbeitsanfall bewältigen zu helfen.[8] Die Zuwanderung von Lohnarbeitskräften war eine Folge der Abwanderung der heimischen Arbeitskräfte, die den ungenügenden Löhnen der Landwirtschaft dadurch entgingen, daß sie in den aufstrebenden Industrien des Geestrandes (Itzehoe/Lägerdorf, Elmshorn, Uetersen) Arbeit suchten und fanden. Die Verlautbarungen der Hofbesitzer[9] beklagen den Arbeitskräftemangel dieser Zeit lebhaft. Eine Erhebung des Jahres 1894 weist das aus; die Gemeindevorsteher berichteten übereinstimmend davon.[10] So Th. H. Engelbrecht (Herzhorn): *„Von jeher starken Abfluß der Landbevölkerung zur Schiffahrt.... Neigung zur Schiffahrt im Schwinden; dagegen werden viele junge Knechte von der Post- und Eisenbahnverwaltung angestellt und so der Landwirtschaft entzogen. Die Töchter der hiesigen Landarbeiter gehen größtenteils in die Städte."* (S. 120) — H. Kelting (Süderau): *„Eigentlicher Arbeitermangel hat diese Lohnsteigerung* (zwischen 1870 und 1890, LS) *kaum veranlaßt, sondern einesteils die Nähe der Lägerdorfer Cementfabriken, die hohe Tagelöhne zahlten und dadurch zahlreiche Arbeiter heranzogen und anderntheils der größeren oder reicheren Besitzer, die den besten Arbeitern höhere Löhne bewilligten."*(S. 122) — ders.: *„Die Verminderung der hiesigen Arbeiterschaft ist aber besonders auf die Auswanderung nach Nordamerika zurückzuführen und sind nach und nach ganze Familien übergesiedelt."* (S.. 124) — H. Rave (Klein Kollmar): *„Die Neigung der landwirtschaftlichen Arbeiter, sich*

[6] J. Struve (wie Anm.2), S. 45f.

[7] Vgl. K.-J. Lorenzen-Schmidt, Zur Lage der Landarbeiter in den Marschgebieten des Kreises Steinburg im Jahre 1903, in: AfA, 7 (1985),S. 61-70.

[8] Vgl. E. Thomsen, Landwirtschaftliche Wanderarbeiter und Gesinde in Schleswig-Holstein 1880-1914, Diss. phil. Universität Kiel 1982.

[9] J. Struve ist ein Exponent für diese Position. Vgl. bei ihm(wie Anm. 2), S. 35 ff.

[10] Vgl. K.-J. Lorenzen-Schmidt, Die Erhebung zu Lage der Landarbeiterim Jahre 1894, Mitteilungen zur Situation in den Marschgemeinden des Kreises Steinburg, in: AfA, 6 (1984), S. 117-133.

der Industrie und den größeren Städten zuzuwenden besteht hier hauptsächlich bei den hier geborenen, wie die jüngeren männlichen sich entweder der Seefahrt widmen oder ein Handwerk erlernen, die weiblichen meistens nach ihrer Confirmation in Hamburg conditioniren." (S. 127)

Eines Teils kamen Familien von der Geest oder aus Ostpreußen in die Region und füllten die Lücke, andernteils waren es Wanderarbeiter. *„Diese fremden Arbeiter verdingen sich auf dem sog. Menschenmarkte zu Krempe, welcher vor allem an jedem Sonntagmorgen, ferner auch am Mittwochmorgen auf dem Marktplatze stattfindet. Bei dieser Gelegenheit werden von den Hofbesitzern je nach Bedarf die Arbeiter auf kürzere oder längere Zeit angesetzt. ... Die fluktuierende Arbeiterschaft ist durchschnittlich von geringer moralischer Qualität; an Arbeitsfähigkeit und Willigkeit stehen sie den heimischen Arbeitern kaum nach. Die Erntearbeiter erhalten 10-18 M pro Woche. Nach der Ernte verlassen sie die Gegend wieder.*"[11]

Der Kremper Menschenmarkt galt allerdings nicht nur als Vermittlungsstation für Tagelöhner; auch eine Reihe von Knechten ließ sich dort von den Gesindevermietern in andere Arbeitsstellen bringen. Fritz Kaja, ein Arbeiterkind aus Lägerdorf, arbeitete zwischen 1923 und 1950 in der Landwirtschaft der Kremper Marsch. Er berichtet von 1925, als er seine Stelle in Neuenbrook verlassen wollte: *„Ich fuhr am Sonntag früh nach Krempe zum Menschenmarkt ..., meldete mich beim Vermittler Heidemann. Der ging vom ‚Ratskeller', wo die Bauern saßen, nach der ‚Stumpfen Ecke', wo sich die Knechte aufhielten, hin und her und redete die Interessen zwischen Bauer und Knecht zurecht; beide Seiten trafen sich draußen, vereinbarten den Lohn, der Bauer gab einen Taler Handgeld und der Dienstvertrag war geschlossen. Am Montag wurde ein Bummeltag gemacht, denn es hieß: ‚Wer auf einen Montag zugeht, haut am Dienstag wieder ab'*"[12] — Der Menschenmarkt bestand bis 1934 und wurde dann abgeschafft; die Nazis duldeten diese Form der — den kapitalistischen Arbeitskraftmarkt exakt widerspiegelnden — Arbeitsvermittlung nicht.

Wie in anderen Teilen Schleswig-Holsteins auch wurden durch Mechanisierung und Motorisierung, die beide zu einem erheblichen Teil Antworten auf das Arbeitskraftproblem darstellten, familienfremde landwirtschaftliche Arbeitskräfte in den Elbmarschen seit 1950 verstärkt entbehrlich. Zwar kamen die ersten Lanz-Bulldog-Ackerschlepper 1927/28 in die Kremper Marsch, doch hielt der Trecker erst gegen Ende der 1950er Jahre seinen Einzug und Siegesmarsch in dieser Region. Bis dahin wurde weitgehend traditionell auf den Feldern und in den Ställen, Scheunen und Bauernhäusern, aber auch in den kleinen Gärten und Kohlhöfen der Katen, gearbeitet.

Die Bilder, die im folgenden vorgestellt werden, stammen, wie die bereits gezeigten, überwiegend aus Privatbesitz. Nur wenige sind Aufnahmen professioneller Fotografen, was ihre Qualität erklärt. Gesammelt wurden sie über mehrere Jahre im Zusammenhang mit der Erforschung der Landwirtschaftsgeschichte der Elbmarschen. Eine erste Ausstellung mit dem Grundstock

[11] J. Struve (wie Anm. 2), S. 43.

[12] F. Kaja, Meine Arbeitsjahre in der Landwirtschaft zwischen 1920 und 1950, in: AfA, 6 (1983), S. 81-94, hier S. 85.

[13] S. Wieckhorst, Mien Vaderhuus, in: AfA, 9 (1987), S. 190-247,hier S. 205.

[14] M. W. Schröder, Ein Arbeitsjahr auf einem Krempermarsch-Hof um 1890, in: AfA, 2 (1980), S. 1-56, hier S. 19.

[15] M. W. Schröder (wie Anm. 14), S. 25 f.

[16] M. W. Schröder (wie Anm. 14), S. 26 f.

[17] Grevenkop. Geschichte eines Dorfes II. 1920-1987, Grevenkop 1987, S. 24.

der Sammlung wurde 1981 unter dem Titel *„Landwirtschaft ohne Diesel"* in den Kirchorten der Elbmarschen gezeigt.

Wir versuchen, die Bilder in chronologischer Folge, so wie die Arbeiten im landwirtschaftlichen Arbeitsjahr anfielen, zu bringen. Die Texte sind, da die meisten Bilder für den nichtlandwirtschaftlichen Betrachter ohne weiteres nicht voll verständlich sind, recht ausführlich.

Vierspänniges Pflügen in Grevenkop 1947: Im Frühjahr wurden die Sommergetreideäcker bestellt. Der schwere und bindige Boden der Marschen verlangte starke Pflugbespannung: 4, oft 6 Pferde wurden benötigt. Bei 4 Pferden genügten 2 Arbeiter: der Pflüger und der Pflugtreiber (Pferdelenker). Der Pflugtreiber saß immer auf dem hinteren linken Pferd, dem Sattelpferd. Besonders frühmorgens war diese Arbeit für den Pflugtreiber alles andere als angenehm. Aus einem Erlebnisbericht: „Na, denn sett di mal in'ne Fröhjahrsluft to Peer, wenn't noch verdammt kohld is, vellecht noch gar 'n lütt Aprilschuer mit'n paar Sneeflocken röberhuult!"[13] *Günter Gravert hat jedenfalls seinen dicken Jackenkragen hochgeschlagen — warm war ihm sicher nicht. (Fotograf: M. Gravert, Privatbesitz G. Gravert)*

Sechsspänniges Pflügen in Übersteig, Grevenkop um 1923: Bei besonders bindigem Boden oder bei noch festem Frühjahrsboden mußte eben mit 6 Pferden gepflügt werden. Jetzt kam ein zweiter Pferdelenker hinzu, der auf dem linken vorderen Pferd saß. Als Pferdelenker nahm man — wegen ihres geringeren Körpergewichts — gern Schüler, so auch hier. Für die Pferde war es besonders schwer, den Pflug am Ende der Furche geradeaus weiterzuziehen. Denn am Vorgewende wendeten zunächst die beiden ersten, dann die beiden nächsten Pferde, so daß schließlich die ganze Last an den beiden letzten Pferden hing. Hier mußte der Pflugtreiber beweisen, daß er die Tiere voll im Griff hatte. Wurde der Pflug nämlich nicht vollständig in gerader Linie geführt, entstand ein kleines ungepflügtes Stück, das zum Spott und zur Schande des Pflugteams als Höhnerbalken (Hühnerstange) bezeichnet wurde. (Foto: Privatbesitz R. Hellmann)

Opsammeln mit 3 Pferden in Neuenbrook 1935: Am Rande der durch Entwässerungsgräben begrenzten Ackerbeete (sie waren nur etwa 12,75 m breit, konnten aber bis zu 2 km lang sein!) war mit normaler Pflugbespannung nichts zu machen, weil die Pferde nicht mehr paarweise gehen konnten. Sie wurden mit einem langen Opsammeltau hintereinander geschirrt und zogen den Pflug im Gänsemarsch. Wieder war hier ein Pflugtreiber neben dem Pflüger notwendig. Weil aber ein Rad des Räderpfluges über die Grabenböschung rutschen würde, mußte der Pflug mit einem langen Rundholz (meistens war es ein Bindebaum) gestützt werden; dieses hielt auf der anderen Grabenseite ein Mann. Er ging das ganze Stück mit und trug dabei eine beträchtliche Last. (Fotograf: M. Hoffmann, Privatbesitz M. Reimers)

Eggen mit einer Scheibenegge und einem Lanz-Bulldog in Rethwisch 1956.
Während das Eggen mit 3 Pferden (nebeneinander geschirrt) vor allem für die Tiere eine hochgradig anstrengende Arbeit war, wurde es mit dem Trecker leichter. Jetzt konnten auch modernere Eggen als die alte Balkenegge mit Eisenzinken verwendet werden. Die Scheibenegge zerkleinerte die Pflugschollen effektiver und bereitete ein feineres Saatbeet. Dafür saß es sich auf dem Trecker erheblich kälter als auf einem Pferd... (Privatbesitz E. Schmidt)

Wiesenberegnung in Grevenkop 1933: Im heißen Sommer 1933 drohte ein zweiter Heuschnitt wegen Trockenheit auszubleiben. Die künstliche Entwässerung (seit 1883) hatte die Wasserstände der Wettern und kleineren Entwässerungsgräben soweit abgesenkt, daß von hier keine Rettung zu erwarten war. Aber der selbstbewegliche (automobile) Dieselmotor des Lanz-Bulldog und die ausgeliehenen Feuerwehrschläuche machten mit erheblichem Arbeitskrafteinsatz eine „moderne" Beregnung möglich. Das wäre mit Menschen- oder Tierkraft so undenkbar gewesen. (Fotograf: H. Martens, Sammlung P. Ibs)

Melkerinnen in Neuenbrook um 1935: Schon immer hatten die Bauernhöfe der Elbmarschen Milchvieh zur Selbstversorgung gehalten. In der Kremper- und Kollmarmarsch aber wurde die Milchviehhaltung erst mit dem Eisenbahnanschluß (1845/1857) und den in der Folge entstehenden Genossenschaftsmeiereien rentabel. Nur mit ihnen konnten viel Milch und Milchprodukte (Butter, Quark, Käse) vermarktet werden. Nun stockten die Bauern ihren Kuhbestand kräftig auf. Das Melken war traditionell Frauenarbeit; hier also eine Arbeit der Mägde. (Fotograf: M. Hoffmann, Privatbesitz M. Reimers)

Melkende Bäuerin in der Blomeschen Wildnis bei Glückstadt 1938: Ohne die Kuh anzubinden und ohne Melkhocker melkt die Bäuerin selbst eine ihrer jüngeren Küche. Das Euter ist nicht groß — eine Hochleistungskuh sehen wir also nicht. Auf dem Hof dürften nur wenige Kühe gehalten worden sein; Gemüseanbau stand hier im Vordergrund des Wirtschaftens. (Fotograf: F. Lau, Sammlung Detlefsenmuseum Glückstadt)

Zwei Mägde mit Melkeimern in Grevenkop um 1930: Die Melkarbeit ist getan. Zufrieden sehen die Mägde in die Kamera. Die Kuh wird fast wie eine Freundin in das Foto einbezogen: die jungen Frauen lehnen sich an sie. Eine schwere Arbeit war das Melken nicht, wohl aber eine monotone, vor allem, wenn der Viehstapel groß war. Das Schleppen der vollen Eimer aber ging auf's Kreuz. (Fotograf: M. Gravert, Sammlung P. Ibs)

Borsflether Kätner und seine Frau beim Buttern um 1922: Auch Kätner hielten bisweilen, wenn auch selten eine Kuh. Sie verwandten die Milch ausschließlich zum Eigenbedarf und hielten — wegen der kleinen Mengen — an alter Technik fest: im Butterfaß wurde gebuttert und der Rest Molke dann in der Mulde ausgeknetet. Zumeist setzte man zur Verbesserung der Haltbarkeit Salz zu. Im Hintergrund das Melkreck, auf dem das ausgewaschene Melkgeschirr trocknet. (Fotograf: W. Lensch, Privatbesitz M. Kollenrott)

Rapsernte in Grevenkop um 1928: Nach der Heuernte im Juni folgte als erste reife Feldfrucht der Raps. Sein Schnitt war besonders anstrengend. Er wurde mit einer Sichel durchgeführt und erforderte viel Übung, Geschick und Kraft. Ein Schnitter erinnert sich: „Mit der linken Hand umfaßte der Arbeiter so viele Sprossen, als es ihm möglich war. Dann schob er die Sichel hinter diese Sprossen, machte aber eine halbe Drehung der Sichelschneide nach unten und erst dann zog er die Sichel nach rechts; dadurch wirkte die Sichel fast wie eine Schere. Danach legte der Arbeiter die abgeschnittenen Sprossen ganz sorgfältig (damit die Körner nicht aus den Schoten fielen) auf die starken Rapsstoppeln. ... In den ersten Tagen wurde die rechte Hand durch die ungewohnte Arbeit stark überanstrengt, so daß selbst ältere Arbeiter, die tägliche körperliche Arbeit gewohnt waren, über Schmerzen klagten."[14]

Drei Erntearbeiter in Neuenbrook 1929: Heinrich Sponagel, Eduard Schmidt und Heinrich Fehrs, Knechte und Tagelöhner, stehen vor der Grootdöör des Hauses ihres Arbeitgebers, bevor sie zum Getreideschnitt gehen. Während der mittlere die lange Forke hält, tragen die beiden anderen das typische Mähergeschirr der Elbmarschen (oder besser: aller Nordseemarschen): Sichte und Matthaken. Nur mit ihnen konnte das oft lagerige Getreide und die vom Wind zerwühlten Halme zügig abgehauen werden — eine Arbeit, die großes Geschick und lange Einübung erforderte. (Foto: Privatbesitz E. Schmidt)

Getreideernte mit Sichte und Matthaken in Sommerland um 1925: Bei einer kurzen Fotografierpause sehen wir zwei Mäher und drei Binder. Der linke Mäher hat die Sichte, die Kniesense, noch halb erhoben — aber auch er ist nicht mehr in der typischen vornübergeneigten Arbeitshaltung. Beide Mäher haben in der linken Hand den Matthaken, mit dem die einzelnen Halme zu Schwads zusammengelegt werden, bevor die Binder sie zu Garben binden. Aus der Zeit um 1900 wird die Arbeit des Mähers so beschrieben: „Bevor die Arbeit des Mähens beginnt, nimmt jeder Mäher eine kleine Blechdose aus der Tasche, öffnet den flachen Deckel und entnimmt dem Inhalt eine kleine Menge Handschmeer-Fett für die Hände. Das Fett soll Dachsfett sein. Ob es immer ganz echt ist? Die Hände werden durch das fortwährende Heben des Sichens und den Anschlag gegen das Korn außerordentlich stark beansprucht. Ohne Handschmeer würden die Hände bald den Dienst versagen. Zunächst ist die feststehende Regel, daß das Korn nur in der Lage richtig gemäht werden kann. Unsere Ackerstücke laufen alle in Richtung West-Ost. Die vorherrschenden Winde im Sommer kommen aus westlicher Richtung mit Neigung zu südlicher und nördlicher Richtung. Daher müssen die Ackerstücke meistens in Richtung West nach Ost gemäht werden, die kleinen Neigungen in südlicher und nördlicher Richtung stören nicht viel. Sehr schwierig aber kann es werden, wenn durch Gewitterstürme und Niederschläge aus kreisenden Richtungen sogenannte Krüsel entstanden sind. Dann lagert das Korn nach allen Windrichtungen, es lagert dann auch meistens fest am Boden. Solche Lagerstellen verursachen viel Mühe und Zeitverlust. Es kommt vor, daß fast ein ganzer Schlag so zugerichtet ist, dann wird das Mähen zu einer Qual. Der Vorarbeiter ist der Erste, der die Arbeit beginnt. Er bestimmt durch seine Arbeit das Tempo aller Arbeiter. Und da die Arbeit seiner Gruppe von den Nachbarn links und rechts stets beobachtet und gewertet wird, setzt er natürlich seine Ehre darein, gut und fleißig zu arbeiten. Die ganze Arbeit wird, wie gesagt, von West nach Ost vorangetrieben; die einzelnen Garben aber werden quer zum Ackerstück aus dem Kornfeld herausgeschnitten. Der Vorarbeiter stellt sich auf den freien Platz, den die Sense durch das Anmähen geschaffen hat. Er steht so, daß er das Ackerstück quer überschaut. Mit dem Matthaken der linken Hand hebt er das Korn leicht an, dann hebt er mit dem rechten Arm den Sichen hoch in die Luft und schlägt mit ziemlicher Wucht gegen das Korn. Dieser Schlag muß aber durch eine ganz

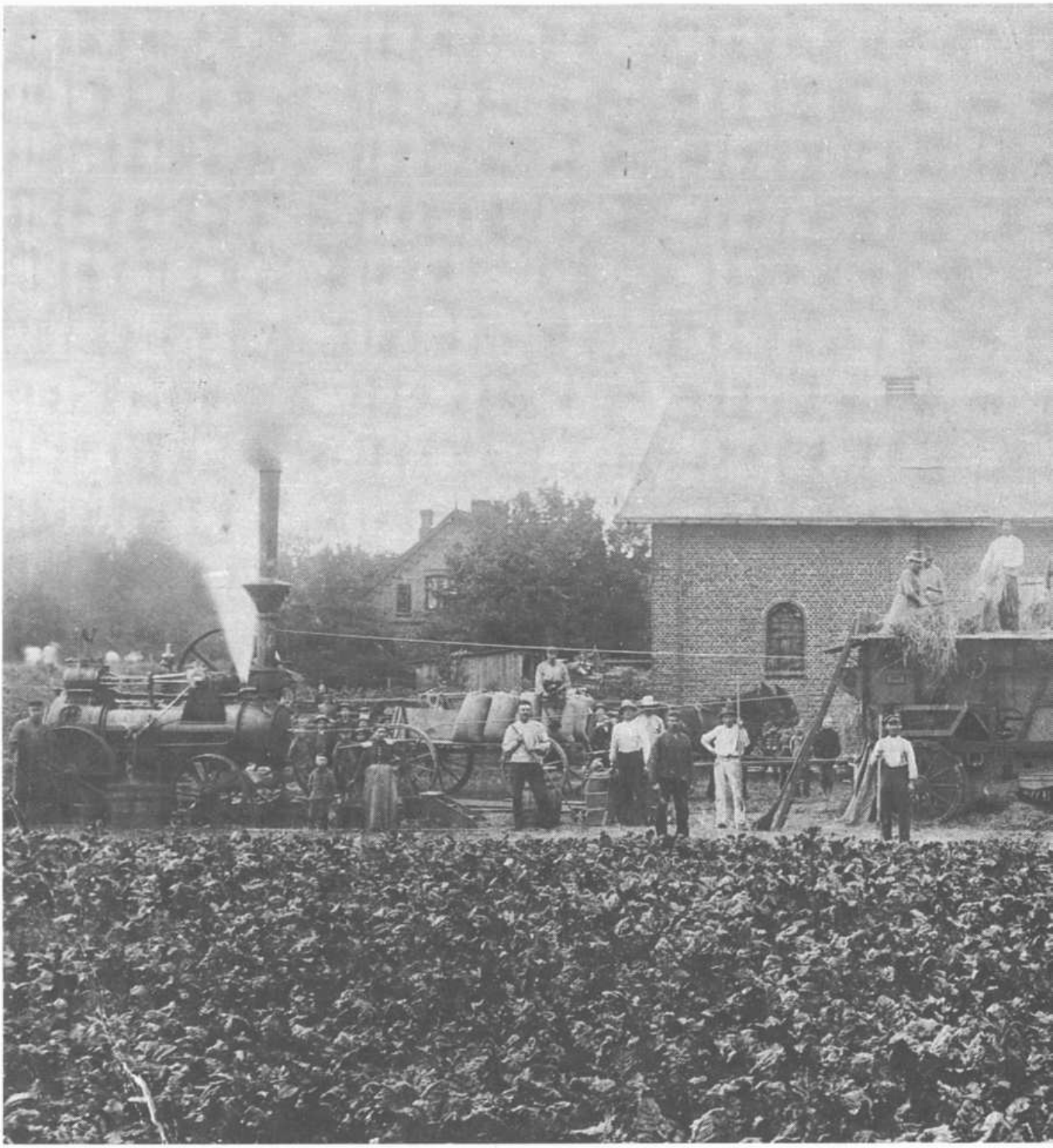
bestimmte Drehung des Sichens ausgeführt werden; andernfalls würde sehr wenig Korn abgeschnitten werden. Dabei wäre die Gefahr vorhanden, sich mit dem Sichen in den Fuß zu schlagen. Diese Fälle kommen bei Neulingen oder den vorwitzigen Burschen, die sich gerne groß tun wollen, immer wieder vor. Ein Neuling gebraucht längere Zeit, bis er den richtigen Ansatz oder Schlag, wie man sagt, beherrscht. Ist der erste Schlag richtig ausgeführt, geht der Mäher einen Schritt weiter und macht in derselben Weise weiter. Nach dem vierten Schlag geht der Mäher rückwärts, benutzt beide Werkzeuge in der gleichen Weise, neu aber kommt jetzt hinzu, daß das gemähte Korn mit dem Matthaken und dem linken Fuß bei der Rückwärtsdrehung mitgeführt werden muß. Ist der Mäher zu seiner Ausgangsstellung zurück, ist die Garbe fertig und mit einer Schwenkung unter Beuntzung von Fuß und Matthaken legt er die Gare bauf den von der Sense geschaffenen freien Platz fertig ab. Dann kommt sofort der Schnitt der zweiten Garbe usw.. Die Breite der Schnittfläche muß sich aber immer nach dem Stand des Getreides richten. Eine Garbe darf niemals zu groß gewählt sein, weil sie von dem Binder nur schwer umfaßt werden könnte. Auch würde das Stroh des Kornes nicht lang genug sein, die Garbe fest zu binden, und vor allen Dingen würde eine solche Garbe schwer austrocknen und dadurch den Zeitpunkt des Einfahrens verzögern. Andererseits soll die Garbe aber auch einen genügend großen Umfang haben. Daher muß der Vorarbeiter genau den Stand des Kornes prüfen, um zu wissen, ob er vier, fünf oder gar sechs Schläge für eine Garbe braucht. Im Durchschnitt werden vier bis fünf Schläge für eine Garbe genügen. Der zweite Mäher muß solange mit dem Beginn seiner Arbeit warten, bis der vorige Mäher sich soweit vorwärts gearbeitet hat, daß er von dessen Sichen nicht gefährdet werden kann. Bei uns waren es meistens vier Mäher."[15] (Fotograf: M. Gravert, Slg des SH Landesmus.) Bild rechte Seite: Mechanisierung der Mäharbeit: Handableger bei der Arbeit in Grevenkop um 1930: Die McCormick'sche Erfindung des Mähbalkens machte die Mechanisierung der Mäharbeit mögilch, Hand- und Armkraft konnte durch Pferdestärken ersetzt werden. Der Mähbalken mähte gleichmäßig ein Stück von etwa 1,20 m Breite. Ein Mann lenkte, ein zweiter schob das gemähte Getreide in Schwads zusammen. Gebunden wurde immer noch von Hand. Die stehenden Erntearbeiter haben Strohbunde zum Binden in der Hand. Da die Schwads nicht immer gleichmäßig lagen, wurde noch etwas nachgeharkt. (Privatbesitz P. Mangels)

Haferbinder bei der Arbeit in Krempdorf um 1930: Die Arbeit des Binders war schwer. „Zu jedem Mäher gehört auch ein Garbenbinder, der die Garben im gleichen Tempo binden und hocken kann. Diese Arbeit nimmt einen Mann so vollständig in Anspruch, daß er kaum Zeit findet, den Rücken einen Augenblick gerade zu machen. ... Der Binder tritt vor die Garbe hin, so daß die Ähren zur linken Hand liegen. Mit der rechten Hand nimmt er eine Handvoll Halme — möglichst glatt und ohne Diesteln und Unkraut. Dann faßt er die Garbe mit dem rechten Arm, indem er diese mit dem linken Fuß leicht anhebt. Die linke Hand faßt dann das Strohseil so, daß die Hand das untere Ende der Halme ergreift. Darauf wird das Strohseil stramm um die Garbe gezogen, oftmals mit einem Druck durch ein Knie nachgeholfen, und die rechte Hand reicht das Strohseil der linken Hand. Diese drückt es fest auf die Garbe und kreuzt es mit der oberen Partie. Dann nimmt die linke Hand die beiden gekreuzten Enden und macht einen Schlag, der aber erst gelernt sein soll. Das Strohseil sieht jetzt aus wie ein geringelter Schweineschwanz.“[16] (Fotograf: H. Martens, Sammlung P. Ibs)

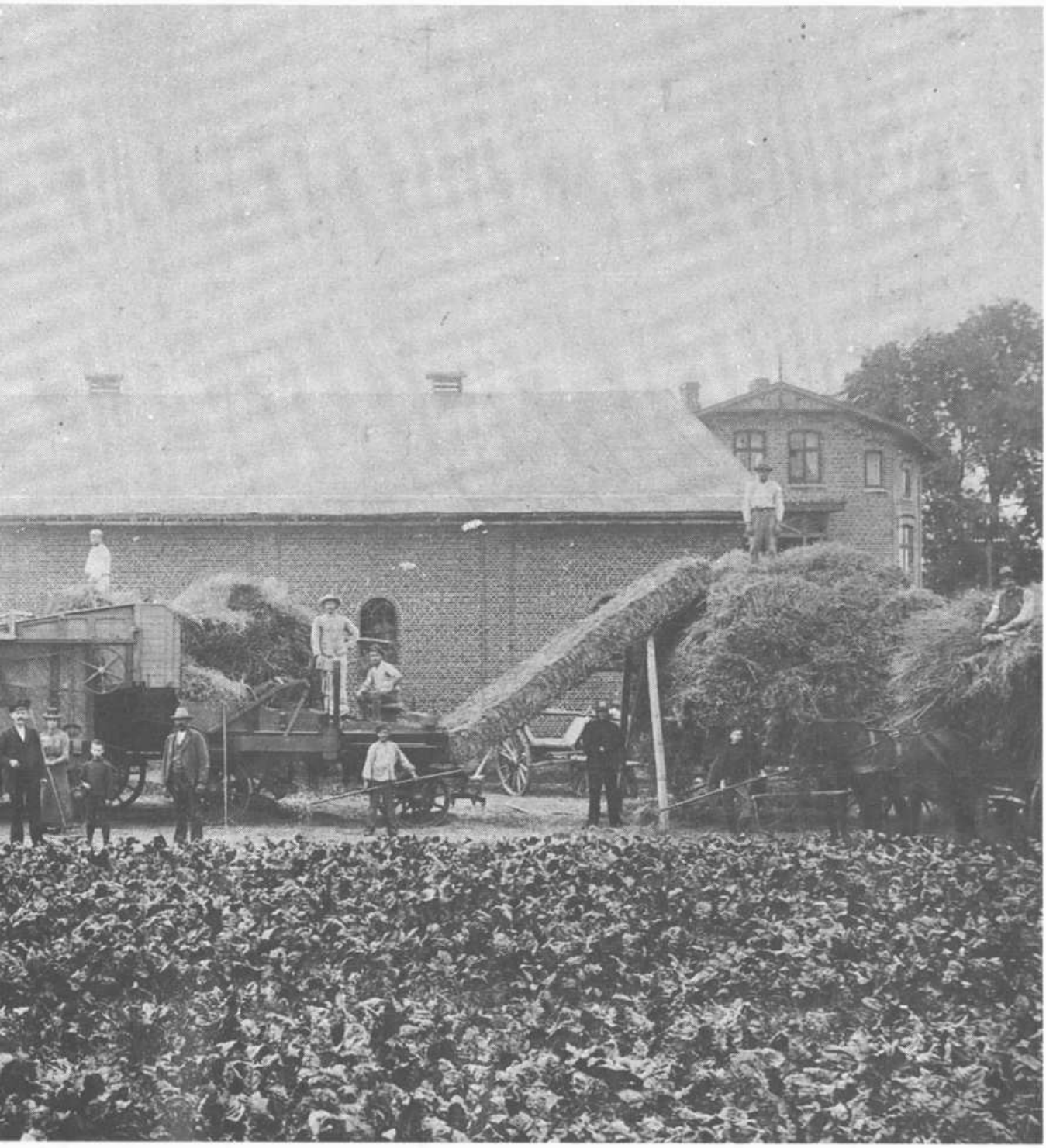
Rast bei der Arbeit. Morgenkost auf dem Feld von Robert Rave, Moorhusen 1934: Der Erntetag war lang; er begann, wenn noch Morgentau lag und endete in der Abenddämmerung. Die Pausen, die stets mit Mahlzeiten verbunden waren, dienten der absolut nötigen Entspannung. Das Essen wurde in Körben von den Höfen gebracht. Zur Erntearbeit gehörte aber auch der Köm (Kümmelschnaps) und das Braunbier, das in Kruken in den Scheidegräben kühl gehalten wurde. (Sammlung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums)

linke und rechte Seite: Einfahren der Getreideernte in Grevenkop um 1930: Zum Einfahren wurden alle Arbeitskräfte noch einmal mobilisiert. Die Wagen, die leer zum Feld und voll zur Scheune bzw. in die Diele des Wohnwirtschaftshauses fuhren, wurden zumeist von Jungen gelenkt; besonders hochgeladene Wagen warfen bisweilen auf den halbgerundeten Ackerbeeten um. Auf dem Wagen der Packer, der die Ladekapazität vorausschauend voll ausnutzen mußte.

Die schwerste Arbeit hatte der Aufstaker, der Garbe für Garbe aus den Hocken anreichte. Hinter dem Ackerwagen schleifte während des Ladevorganges der Bindebaum, der über die Ladung gelegt und festgezurrt wurde, um das Herunterfallen von Garben zu verhindern. Auf dem Hof warten die Ablader, die die Garben auf dem Boden verstauen — und das so, daß man jederzeit an jede Getreidesorte herankonnte, um zu dreschen. (Fotograf: H. Martens, Sammlung P. Ibs)



Dampfdrusch auf einem Rethwischer Hof 1903: Dampfdruschbilder sind häufig reproduziert worden. Sie sind aber auch häufig gemacht worden — jedenfalls in den ersten Jahrzehnten, nachdem die Dreschdampfer auftauchten und schnell und wirkungsvoll sowohl den Flegeldrusch wie den Drusch mit den ersten pferdekraftgetriebenen Stiftendreschmaschinen verdrängten. Das Dreschen mit Dampfkraft verkürzte den Dreschvorgang enorm: Während früher den ganzen Spätherbst und Winter über mit dem Flegel auf den Dreschtennen der Dielen gedroschen wurde, war nun das Dreschen der gesamten Ernte eine Sache von nur wenigen Tagen. Viele Menschen wurden aber dafür benötigt. Neben den Arbeitskräften des Hofes vor allem die Dampferbesatzung (Maschinenmeister und Heizer) und dann die vielen ungelernten Saisonarbeiter (Dampermonarchen), die die Arbeit am eigentlichen Dreschkasten bewerkstel-



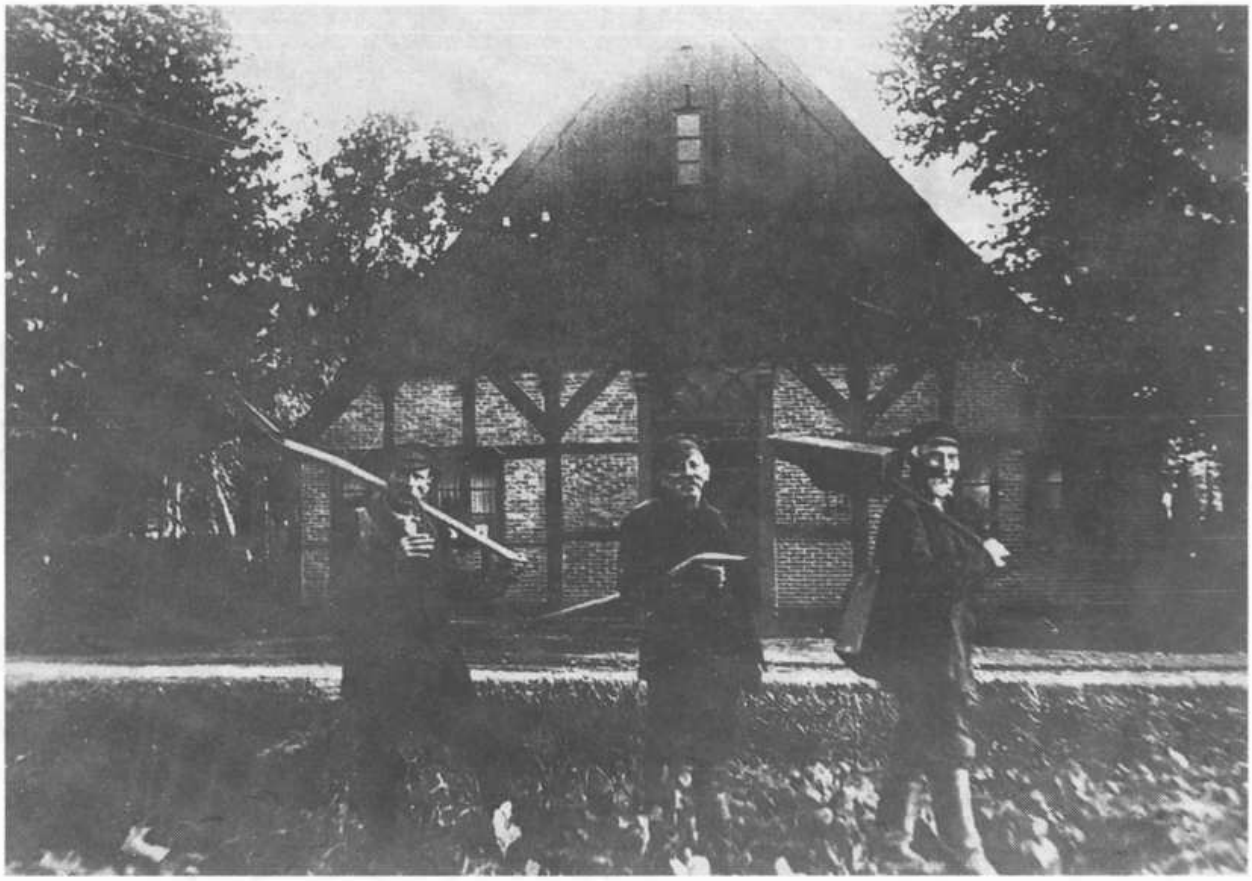
ligten: das Heranbringen und Aufschneiden der Garben, das Einlegen, das Abtransportieren des Strohs und des Kaffs (also der kurzen Halm- und Grannenbestandteile), das Einsacken und den Transport des Korns. Auf diesem Bild sehen wir — zur Fotografie aufgestellt und deshalb nicht bei der Arbeit! — links die Dampfmaschine, in der Mitte den Transmission betriebenen Dreschkasten mit fortschrittlicher Strohpresse und rechts Stroh- und Garbenwagen. Äußerst links der Heizer; vor der Kindergruppe eine Magd mit Wassertracht für die Maschine; dann die Gruppe der Einsacker und Kornlader; daneben die Aufstaker; auf dem Dreschkasten Einleger und Aufschneider; davor der Bauer, hinter dem eine Magd mit Harke steht, neben sich seinen Sohn; daneben der Dreschunternehmer. Andere Arbeiter sorgen für Strohpresse und -verladung. Ich zähle 23 Arbeitskräfte. (Privatbesitz G. Gravert)

linke, rechte und folgende linke Seite: Dreschen mit dem Landz-Bulldog in Eltersdorf um 1935: Beim Einsatz des dieselgetriebenen Traktors wurde schon einmal Personal für die Dampfmaschine gespart; der Motor lief fast wartungsfrei. Und er konnte so dicht an den reetgedeckten

Häusern aufgestellt werden, daß der Dreschkasten über die Transmission auf der Diele betrieben werden konnte. Die Transportwege für Getreide und Korn wurden also viel kürzer. Schon die Haltung des Maschinisten bei dieser Bilderfolge zeigt, daß weniger gespannte Aufmerk-

samkeit als vielmehr Abwarten geboten war. Das Stroh wurde auf hoher Schubkarre abgefahren, nachdem es vom Dreschkasten abgenommen worden war — eine staubige Arbeit, zumal im Halbdunkel der Diele. (Fotograf: H. Martens, Sammlung P. Ibs)

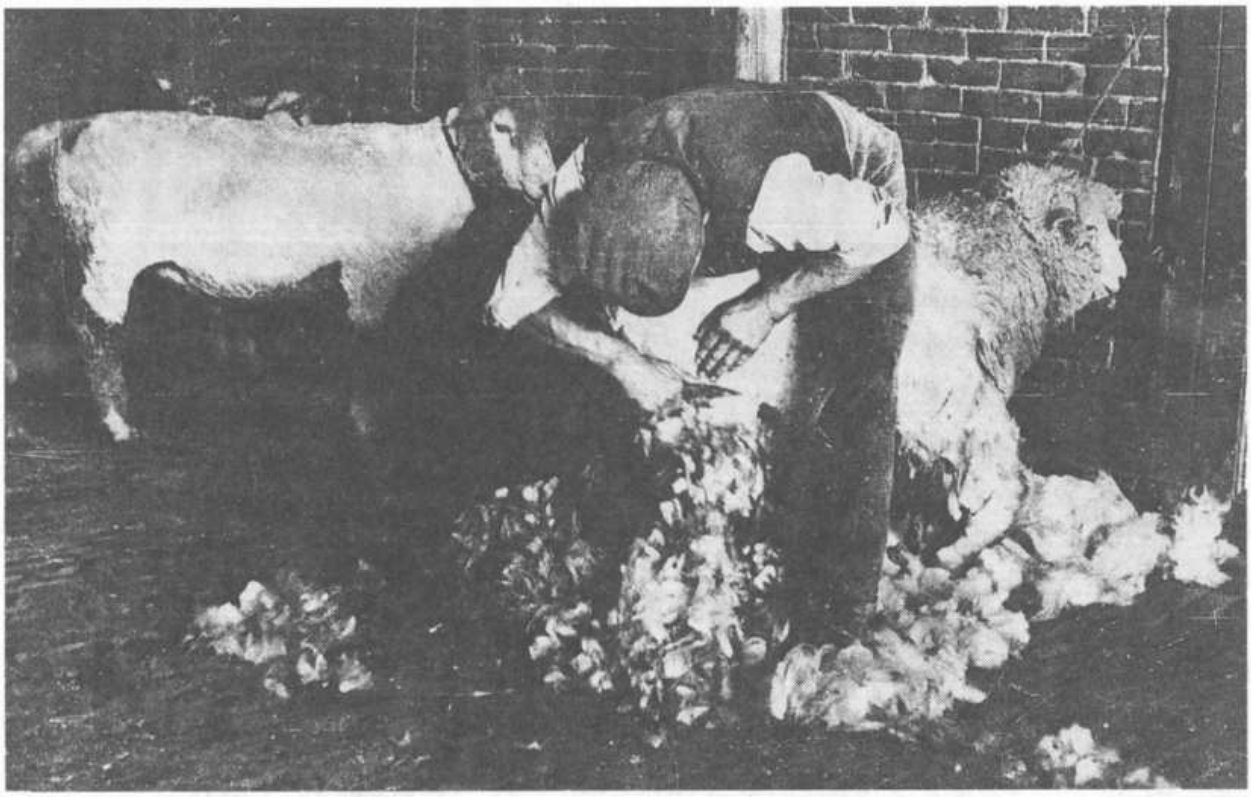
Reinigen der Hofstelle in Krempe um 1924: Nicht nur nach dem Einfahren und Dreschen, sondern an jedem Sonnabend wurde zum Schluß der Arbeitswoche die mit Feldsteinen von der Geest gepflasterte Hofstelle schier gemacht. Jungen und Knecht fegten den Platz und brachten die Fegsel auf den Mist. Ähnlich verfuhren die Mägde im Vorgarten, dem Blumengarten. (Privatbesitz R. Hellmann)



Drei Borsflether Kleier auf dem Weg zur Arbeit um 1922: Fröhlich sehen sie aus, diese drei Tagelöhner, die im Herbst zum Kleien, also zum Grabenreinigen gehen — und das ist kein Wunder, denn der Fotograf ist der Borsflether Pastor Wilhelm Lensch. Er hatte sie gerade angesprochen und sie gebeten, stehenzubleiben, damit er sie „abnehmen" könnte. Und das tun sie, ihr Arbeitsgerät geschultert bzw. in der Armbeuge: den Kleispaten aus Holz mit kurzer Eisenschneide (damit sich der nasse Klei nicht an einem eisernen Spatenblatt festsaugt) bzw. die Wasserschippe. Die Joppen verraten: es kann kalt werden; die Langschäfter, gut geschmiert, weisen auf Tätigkeit im Nassen hin. In den Tragetaschen haben sie ihre Brote, denn sie kommen erst abends wieder nach Hause. — Kleier arbeiteten im Akkord. Eine leichte Arbeit war das nicht, vor allem, wenn man etwas verdienen wollte. (Fotograf: W. Lensch, Privatbesitz M. Kollenrott)

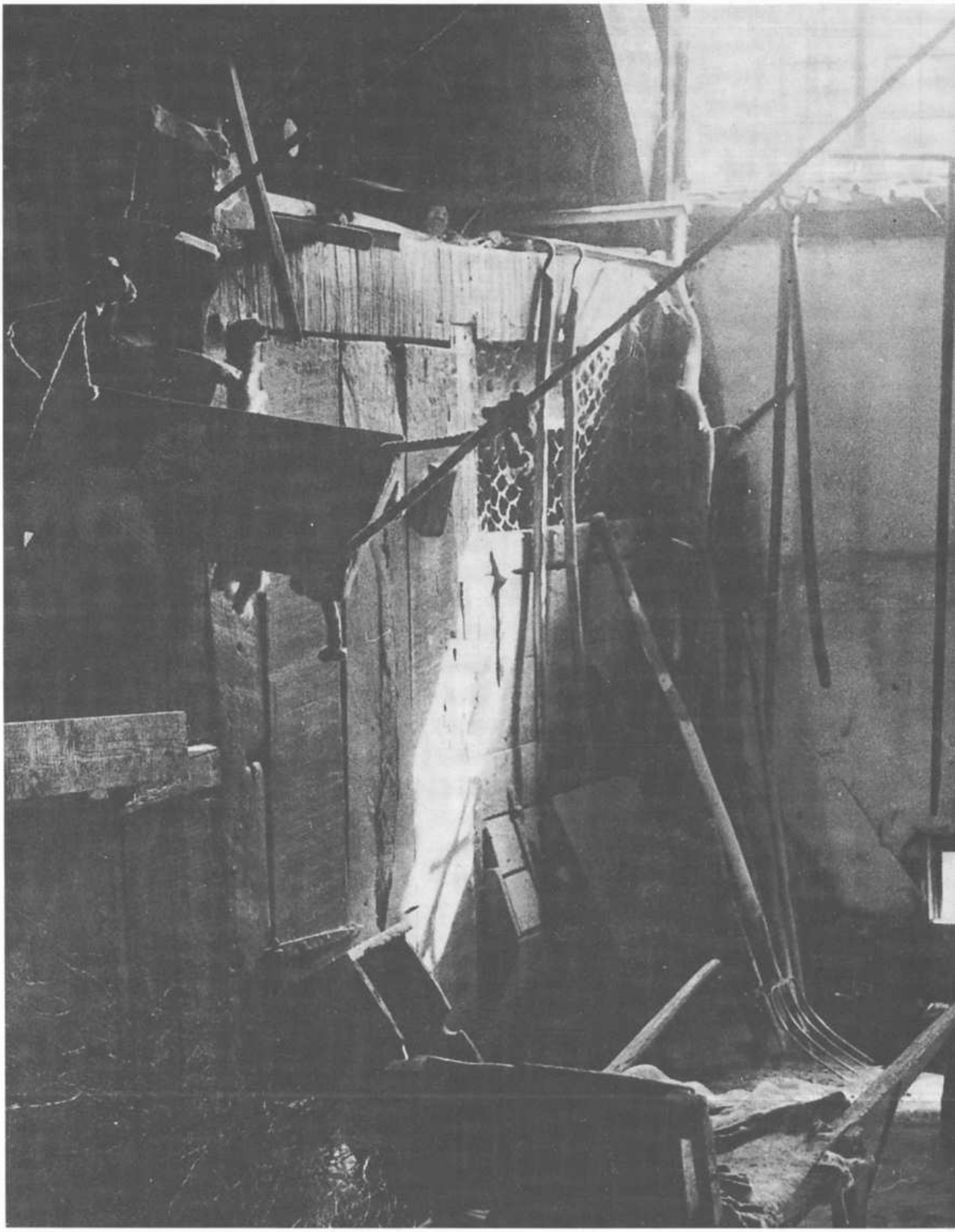
diese und die folgende Seite: Zwei Grabenkleier in Neuenbrook um 1935.
Der lange, gerade Entwässerungsgraben wird gekleit. Meistens arbeiteten die Kleier zu zweit: einer machte die Ränder schier, der andere hob den Boden aus. Um das machen zu können, mußte der Wasserstand in dem jeweils zu bearbeitenden Teilstück gesenkt werden. Mittels Erdwällen geschah das: der jeweilige Abschnitt wurde abgesperrt und mit einer Wasserschaufel geleert. Dann geht das Auswerfen des Kleis vonstatten. Kommt man an den kleinen Damm, dann wird ein nächster errichtet. Nach Durchstich des ersten Dammes läuft das Wasser zur Wetter ab: es kann weitergekleit werden. Das Auswerfen des Kleis von der Grabensohle erfordert beträchtliche Körperkraft. — Übrigens wird hier ein Scheidegraben gekleit, d.h. die beiden Tagelöhner arbeiten nur für den Besitzer des Landstücks auf der einen Seite. Für die andere Hälfte ist der Nachbar zuständig. Bei flottem Arbeiten, wofür der Akkord sorgte, zog man schnell die warmen Jacken aus und arbeitete in Hemdsärmeln weiter. Auseinandersetzungen um die Lohnhöhe waren besonders in den 1920er Jahren häufig. Wilhelm Stöber aus Grevenkop erzählt aus dem Jahr 1930: „Die Bauern konnten die Tagelöhner nicht halten, weil der Stundenlohn anderswo zu hoch war. Dort kriegten wir 50 Pfennig. Da sagte ich zu Hans Ehlers (einem Grevenkoper Bauern): ‚Ich muß aber einen Groschen mehr haben beim Kleien!' — ‚Um Gottes Willen, das kommt ja gar nicht in Frage!' — ‚Dann bleibt der Klei sitzen!' — ‚Wie kann das angehen, daß er euch 80 Pfennig geboten hat?' Das lag daran, daß Hellmann (auf dem Buntenhof, Krempe) einen großen Scheidegraben zu kleien hatte und den ersten Kleier wegen Pfusch wegjagen mußte. Und dann sind wir — Hans Jakobs und ich — dahin gegangen, weil wir 80 Pfennig kriegten im Tagelohn."[17] (Privatbesitz L. Blohm)

Der Knecht Emil Saa beim Kleien des Hofgrabens von Robert Rave in Moorhusen 1927.
Auch der Hofgraben mußte gesäubert werden. Er diente nicht nur als Trinkwasserreservoir der Menschen, sondern auch als Viehtränke und Brauchwasserbassin. Seine Reinigung war also wichtig — wenngleich eine schwere Arbeit, denn hier konnte das Wasser nicht ganz abgelassen werden. Emil Saa macht denn auch keinen besonders fröhlichen Eindruck, wie er da bis über beide Knöchel im Mudd seinen Spaten hält. (Fotograf: R. Rave, Sammlung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums)

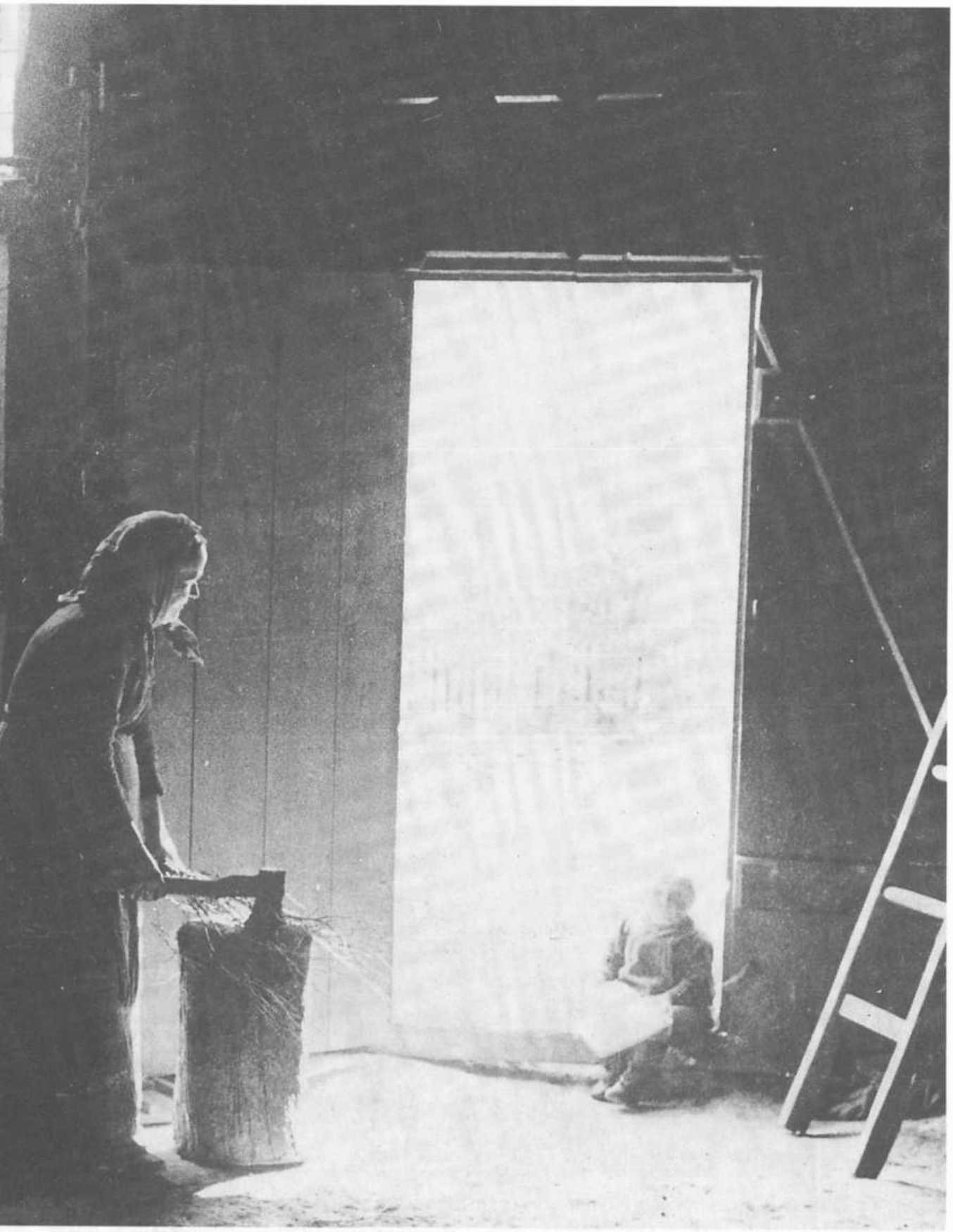


Bei der Schafschur in Borsflether Büttel um 1930: Eine Frühjahrsarbeit war das Scheren der Schafe, die besonders vor 1914 in den Elbmarschen (zur Begräsung der Deiche) stark vermehrt worden waren. Anfang Mai war der Termin dafür. Die Wolle, die zuerst eingeweicht und gereinigt werden mußte, wurde um 1900 an die umliegenden Wollspinnereien, nach 1920 auf dem Husumer Wollmarkt verkauft. (Fotograf: H. Martens, Sammlung P. Ibs)

Wasserholen aus einem Entwässerungsgraben in Herzhorn um 1925: Diese Kätnerin holt ihr Trink- und Brauchwasser mit einem Eiseneimer aus der Wettern. Sie trägt noch altmodisches Zeug: Beiderwandrock und - Rumpf und Schürze aus Leinen. Bis zum Anschluß an das Leitungsnetz, der überwiegend erst nach 1950 erfolgte, waren die offenen Gräben neben den Regenbächen (Zisternen) in den Häusern für die meisten Elbmarschenhaushalte die einzige Quelle für das kostbare Naß. (Fotograf: F. Lau, Sammlung Detlefsen-Museum, Glückstadt)



Sprockmachen auf der Diele einer Kate in der Blomeschen Wildnis um 1925: Eine der ganz seltenen Innenaufnahmen dieser Zeit und dieses Milieus zeigt eine Kätnerin beim Zerhacken von Busch; Sprock wurde zum Anfeuern des Herdfeuers gebraucht. Brennmaterial war sonst we-



gen des Holzmangels Torf. — Die Diele als zentraler Aufbewahrungsort für Arbeitsgeräte zur Garten-, Hof- und Feldarbeit ist gut zu erkennen. Der Verschlag links dürfte der Ziegen- oder Schweinestall sein. (Fotograf: F. Lau, Sammlung Detlefsen-Museum, Glückstadt)

Arbeit im Garten des Landarbeiter-Wohnhauses in Rethwisch 1935: Neben der landwirtschaftlichen Lohnarbeit mußte auch der eigene Hausgarten rein gehalten werden — Arbeit für das Wochenende, das ja erst am Sonnabend-Nachmittag begann. E. Schmidt hält die Heckenschere bereit: Er wird gleich beginnen, die seinen Hausgarten begrenzende Ligusta-Hecke zu schneiden. (Privatbesitz E. Schmidt)

4 Tagelöhner beim Abriß des alten Borsflether Diakonats 1930: Neben rein landwirtschaftlicher Arbeit gab es in den Gemeinden der Elbmarschen auch sonst viel zu tun: Wege und Deiche waren zu unterhalten, Brücken zu warten bzw. instandzusetzen, öffentliche Arbeiten zu verrichten. Hier sprangen wieder die Tagelöhner ein. Als das längst baufällige Diakonat (das 2. Pastorat) in Borsfleth abgebrochen wurde, verwendete man zwar eine moderne Lorenbahn, um den Schutt abzufahren und das Gelände zu nivellieren, aber der größte Teil der Erdbewegungen war von Hand zu machen. Mit der Schubkarre wurden das Erdreich und die Steine zur Lore gebracht, mit dem Spaten geladen, mit dem Vorschlaghammer der Ziegelschutt zerkleinert: Alles Hand- und Muskelarbeit. (Fotograf: W. Lensch, Privatbesitz M. Kollenrott)